Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung
Nr. 6 Juni 1934

Weſtfäliſche Soldaten im Heere Friedrichs des Großen.

Einer erzählt, der 1757 bei Prag, Roßbach und Kunersdorf dabei war.

Von Dr. Große-Dreſſelhaus.

„Die Söhne unſeres Landes haben in allen Kriegen des Großen Königs an Seiner Seite geſtanden und ſind nie von den Beſten im Heere übertroffen worden. Ein Teil von ihnen, ein großer ehrwürdiger Teil liegt begraben auf jenen Schlachtfeldern, wo er ſeine Siege errungen hat. Dafür iſt Preußens Ruhm der unſrige, dadurch haben wir an des Vaterlandes Selbſtändigkeit und Glückſeligkeit ſo gerechten und hohen Anſpruch als die Bewohner von deſſen Hauptſtadt". So heißt es in der berühmt gewordenen Adreſſe an König Friedrich Wilhelm III. im März 1806. Damals mochten dem Verfaſſer noch die Geſtalten tapferer Markaner vor Augen ſtehen, die einſt Mitkämpfer des großen Königs in ſeinen Kriegen waren. Heute wiſſen wir nur noch wenig von dieſen Kämpfern. Die Familien, aus denen ſie auszogen, haben kaum eine Erinnerung an ſie bewahrt. Damals war es noch nicht Sitte, daß die Gemeinden den Gefallenen Denkſteine errichteten. Die Ehrentafeln in den Kirchen werden kaum über die Freiheitskriege hinausreichen. Den Pfarrämtern iſt damals anſcheinend keine amtliche Nachricht zur Beurkundung der Gefallenen in den Kirchenbüchern zugegangen, wie es in ſpäteren Kriegen und namentlich im Weltkrieg geſchah. Jedenfalls ſind in den Kirchenbüchern der Gemeinde Halver keine Eintragungen von gefallenen Söhnen, die auf den Schlachtfeldern Friedrichs des Großen den Tod gefunden hatten, ermittelt worden. Anders hat es die Gemeinde Kierſpe gehalten. Sorgfältig hat der dortige Pfarrer die Gefallenen ſeiner Gemeinde verzeichnet. Zwar iſt auch ihm offenbar keine amtliche Meldung darüber zugegangen. Aber ſo, wie er es von den Angehörigen etwa erfahren haben mag oder wie ein Kamerad es berichtete, ſo hat er es genau eingetragen. Die Schlacht iſt angegeben, in welcher der Sohn der Gemeinde Kierſpe den Tod fand, manchmal auch die Art ſeiner Verwundung, die Stätte ſeines Begräbniſſes und der Truppenteil, dem der Gefallene angehörte. So kann man aus den Kirchenbüchern von Kierſpe eine Anzahl friderizianiſcher Soldaten herausleſen. Bei Keſſelsdorf fiel 1745 Johann Peter Kuhbier, bei Roßbach fand Johann Peter Römenſtrunck, der im Infanterie-Regiment von Kleiſt ſtand, den Tod. Im gleichen Jahre ſtarb in Magdeburg Johann Melchior Cramer; Matthias Ohle fiel 1760 bei Thabor in Böhmen, Franz Kuhbier und Johann Gogarn zu Volkmar in Kärnten. Auch von Verwundeten und Kriegsgefangenen weiß die Chronik von Kierſpe zu berichten. Faſt alle Namen der Friderizianiſchen Soldaten aus Kierſpe gehören dort noch heute zu den bekannteſten und haben einen guten Klang.

Die Söhne der Grafſchaft Mark ſtanden meiſtens im 9. Infanterie-Regiment, das in Hamm in Garniſon lag. Es war eines der tüchtigſten preußiſchen Regimenter, das ſpäter von Friedrich dem Großen dem bekannten General von Wolffersdorff unterſtellt wurde, eine Auszeichnung für den General, die ihm für ſeine Verdienſte in den Kriegen Friedrichs zuteil wurde. Von der Garniſon Hamm aus hat auch ein weſtfäliſcher Soldat den Weg in die Schla[illegible] des Siebenjährigen Krieges genommen. Er hat über die einzelnen Stationen ſeines jahrelangen Marſches genau Tagebuch geführt. Ihm war die Rückkehr in die weſtfäliſche Heimat beſchieden. Vom 27. Juli 1756 bis zum 20. März 1763 reicht ſeine Marſchroute. Sie iſt uns in ſäuberlicher Schrift mit genauer Aufführung der brühmten Dörfer und Städte, der zurückgelegten Wegeſtunden, der Tage und Jahre erhalten. Der Schreiber hat offenbar die Aufzeichnungen ſeiner Kriegsjahre in der ſtillen Rückſchau des Friedens in der Heimat für die Nachwelt zuſammengeſtellt. Unter die lange Zuſammenfaſſung konnte er glücklich ſchreiben: „Ende der Marſch Roude von 27. July 1756 biß in d. 26. Marzii 1763." Die Unterſchrift lautet: Joh. Herm. Crone. Aber es findet ſich noch ein zweiter Name: Joh Matth. Hevendehl zu Börlinghauſen, 1774, d. 26. Febr. Der Schreiber beſchränkt ſich im weſentlichen auf die Anführung der einzelnen Stationen ſeines Kriegsmarſches. „Am 27. Juli (1756) marſchierte das 1. Bataillon von unſerm löblichen Regiment Infanterie von Hamm nach Soeſt." Als Zeitdauer

---

die Irminſul, das Hauptheiligtum der Sachſen, ſo kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß, wie jede kleinere germaniſche Gemeinſchaft (Bauernſchaft, Honſchaft) ihre eigenen Götter- und Opferſtätten hatte, wohl auch im heiligen Wallringe eine kleinere Stange, eine Baumſäule, zum Himmel aufragte, um die Nähe der Gottheit anzudeuten. (Der Pfarrer C. Fr. Peterſen in ſeinem Werkchen: „Der Kirchenſprengel Weitmar" Eſſen 1823 ſchreibt: „Steele an der Ruhr ſei der Ort, wo einſt auf dem heiligen Daimonsberge (Teufelsberge) die Irminſäule oder Hermannsſäule, wie er ſie nennt, geſtanden haben ſoll. Prof. Dr. Wormſtall in Münſter ſuchte in einem Schriftchen (1901) den Nachweis zu erbringen: Der alte Stoppenberg bei Eſſen käme als Standort der Irminſäule in Frage, wofür er beſonders den Namen Stoppenberg (plattdeutſch Staukenberg) als Beweismittel ins Feld führt.

Es mag bemerkt werden, daß man nicht allein bei unſeren Vorfahren, den alten Germanen und Sachſen, ſolche heiligen Säulen kannte. Schon bei den älteſten Römern waren aufgeſtellte Stäbe, Stangen, Lanzen die erſten und älteſten Gotteszeichen; ſie waren älter als die Bildſäulen. Man kannte bei den Römern auch Holzſäulen. Dyonis berichtet darüber: „Wie in der Vorzeit zu Dodona von einer heiligen Eiche herab eine Taube Orakel gegeben, ſo hat bei den Sabinern in Italien ein Specht, vom Gotte Mars geſandt, auf einer hölzernen Säule geweisſagt; dieſe Säule ſtand bei Tiora." Miſſionare berichten aus heidniſchen Ländern, daß die Naturvölker auch jetzt noch die Gewohnheit haben, ihren Spieß in die Erde zu ſtoßen, worauf ſie die Nähe der Gottheit wähnen, davor niederknien und ihre Andacht verrichten.

Wie in Altweſtfalen Uebeltäter beſtraft wurden.

Von K. Lamprecht.

Das alte Soeſter Recht, das ſchon im Jahre 1144 der Stadt Medebach verliehen wurde, iſt neben dem wenig verbreiteten Dortmunder Recht als Rechtsquelle für das geſamte weſtfäliſche Recht zu bezeichnen. Es iſt in einer lateiniſchen und einer deutſchen Handſchrift vorhanden; letztere enthält Zuſätze, die 1350 beginnen und 1442 endigen. Man hatte zunächſt zweierlei Gerichte. Die Freigerichte behandelten die Rechtspflege in ihren Verſammlungen als Gemeindeſache. Für die Hörigen und Miniſterialen (die unfreien Dienſtleute der Fürſten und hohen Adeligen, aus denen der niedere Adel hervorgegangen iſt) waren die Gau- oder Gogerichte beſtimmt. Die Freigerichte urteilten im Namen des Kaiſers über Freie und zwiſchen Freien, die Gogerichte im Namen des Landesherrn.

Als Beweismittel galt allein der Eid, aber nicht, wie heute, als Beweis über die Tatfrage, ſondern über die Schuldfrage. Nachdem der Kläger die Schuld des Beklagten beſchworen hatte, bezeugten ſeine Verwandten und Freunde gleichfalls durch Eid, daß der Eid des Klägers richtig, „rein und nicht mein" (Meineid) ſei. Wenn der Beklagte ſeine Schuld beſtritt, mußte er gleichfalls ſchwören und außerdem noch die doppelte Zahl (wie die des Klägers) „Eideshelfer" beibringen, die durch Eid ſeine Unſchuld bezeugten. In wichtigen Fällen konnte die Schuldfrage durch Zweikampf entſchieden werden, der als das urſprüngliche Gottesurteil galt.

Ein eigentliches Strafrecht kannte man in der älteſten Zeit nicht. In der Regel wurden ſtrafbare Handlungen durch Geld oder ſonſtige Vermögensvorteile geſühnt. Man nannte das Buße. Konnte oder wollte der Angeklagte dieſe nicht gewähren, ſo fand Wiedervergeltung (Fehde) ſtatt. Als man ſpäter zu beſonderen Strafmitteln griff, zeichneten ſich dieſe durch ungewöhnliche Strenge aus. „Wer jemanden tot ſchlägt", ſagt die Soeſter Schrae, „verwirkt ſein Leben und nicht ſein Gut." Es gibt in Deutſchland wohl kein älteres geſchriebenes Recht, das für die Tötung eines Menſchen die Todesſtrafe kennt. Die deutſche Handſchrift des Soeſter Rechts belegt mit der Todesſtrafe auch Falſchmünzerei, falſches Zeugnis und Weinpantſcherei. „Wey vulen (faulen — verfälſchten) Wyn to ghuden Wyne duyt, wenrt, hey des overgahn, dey hevet ſyn Lyf verboret" (Art. 27).

Neben der Todesſtrafe wurden auch Leibesſtrafen verhängt. Dieſe beſtanden in körperlichen Züchtigungen oder Verſtümmelungen. Wenn einer den andern blutig geſchlagen hatte, ſo wurde er ſelbſt blutig gepeiſcht. War die Verwundung mit einer ſcharfen Waffe begangen, ſo wurde dem Täter die rechte Hand abgeſchlagen. Körperverletzungen mit Todeserfolg zogen die Todesſtrafe nach ſich. Weitere Verſtümmelungen waren das Abſchneiden der Naſe, des Ohres oder der Zunge; deshalb heißt es in einem alten Spruch: „Wer ſchimpfen und läſtern will, muß um ſeine Naſe und Zunge bange ſein." Frauen, die bei Betrug oder Diebſtahl ertappt wurden, mußten das im Münſterlande mit dem Verluſte eines Ohres büßen. Auch wurden Diebe wohl am Pranger gepeitſcht. Nach dem Sachſenſpiegel wurde Diebſtahl mit dem Tode beſtraft; doch konnte der Dieb in einer neuen Klage ein Gottesurteil verlangen und wählen zwiſchen dem glühenden Eiſen, dem ſiedenden Waſſer und dem Zweikampf. Man kannte aber auch ſchon Geldſtrafen, die beiſpielsweiſe bei Kurpfuſcherei verhängt wurden; im Wiederholungsfalle wurde noch im 18. Jahrhundert auf Zuchthausſtrafe erkannt.

In Soeſt, Geſeke, Brakel u. a. wurden Garten- und Obſtdiebe „gewippt", d. h. mit einem Korbe oder einer Leiter ins Waſſer geſchleudert. Zankſüchtige Weiber wurden an den Pranger geſtellt. Marktfrauen, die falſches Gewicht führten, wurden in Dortmund in einen Käfig geſteckt, der um eine Achſe drehbar war. Dieſer Käfig wurde ſo lange ſchnell herumgedreht, bis bei den Gläubigern Erbrechen eintrat. Wenn ein von den Gläubigern gepfändetes Haus abbrannte, ſo konnte ſich der Schuldner von der größten Schuld frei machen, wenn er die Brandſtätte den Gläubigern überließ. Legte er aber nur irgendwie Hand an die Brandſtätte, ſo dauerte die Schuld fort.

---

mit einem Schnabel (!) verſehen (alſo ſchon im Jahre 1799 wird die heutige Geſtalt unſerer Zeppelinkreuzer vorausgeahnt). — Auch die Zuhilfenahme von Segeln wird erwogen. — Schließlich kommt der alte kluge Herr darauf, daß „in England Chaiſen nur durch Maſchinen in Bewegung geſetzt wurden", und gelangt dadurch zu dem Ergebnis: „Es iſt mir wahrſcheinlich, daß ſie (die Maſchinen) auch bei der Luftſchiffahrt anwendbar ſind." Alſo nicht mehr und nicht weniger als eine Vorausſage des neuzeitlichen Motorantriebes." —

Und nun wollen wir aus den weiteren Ausführungen, die wir hier im Zuſammenhang mit Rückſicht auf den verfügbaren Raum nicht bringen können, eine Anzahl wörtlicher Zitate wiedergeben, die ans Wunderbare grenzende Vorausſage bzw. Ahnungen enthalten:

„Man könnte einwenden, die Luftſchiffahrt allgemein einführen zu wollen, ſei ſchon wegen der damit verbundenen Koſten nicht denkbar und tunlich. Aber eine ſolche Unternehmung iſt freilich nur für eine ganze Nation berechnet. Jeder reiſe anſtatt zu Waſſer oder zu Lande in Zukunft durch die Luft. (1799!) Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſelbe Geldſumme, die zu einer Landreiſe von z. B. vier oder acht Tagen erforderlich iſt, auch zu einer Luftreiſe von einem Tage bei Zurücklegung desſelben Weges erforderlich ſein ſollte und den Finden meine Vorſchläge Beifall, ſo wünſche ich als Gewinn an Zeit ſchlage man zugleich mit an. — Deutſcher, daß meine Landsleute die erſten Verſuche der Ausführung anſtellen mögen." (Graf Zeppelin!) — „Es wäre eine gewiß ergiebige Spekulation, Fabriken von Flugmaſchinen anzulegen (ſo wörtlich anno 1799 geſchrieben). — Die Kraft des Menſchen, die ihn den Ozean beſiegen lehrte, wird ihn auch die Luft, dieſen ſechſten Welttteil, erobern lehren. Und dann ſtreckt er, weil er an dieſer Erde noch nicht genug hat (!), ſeine Hände nach dem aus, was noch über jenem Weltteil iſt (d. h. in die Stratoſphäre, alſo Raketenflug geahnt). — Die Luftſchiffahrt wird das Antlitz der Welt nicht wenig verändern, und zwar zum freundlicheren! Es wäre gewiß ſehr angenehm, wenn man z. B. an einem Tage in Frankfurt am Main frühſtücken, in Wien zu Mittag ſpeiſen, in Dresden ſich erfriſchen, in Berlin oder Hamburg das Abendeſſen einnehmen und wieder in Frankfurt übernachten könnte, oder abends durch die Windpoſt aus den entfernteſten Orten Deutſchlands Briefe und Zeitungen erhielte, die am Morgen desſelben Tages geſchrieben und gedruckt wurden. — Oder wenn man während unſeres rauhen Herbſtes und Winters in den Luftgärten der Erde, nach Italien, Griechenland, Aſien, nach den drei Indien und auf Otahiti hinſchweben und in kurzer Zeit bei allen Erdenvölkern die Runde machen und die Welt mit allen ihren tauſendmal tauſend Dingen, mit ihren wogenden Meeren (!), mit ihren lieblichen Gefilden unter ſich die Revue paſſieren laſſen könnte! — Einſt wird man auch die vollkommenſte Luftſchiffahrt für eine Kleinigkeit halten, und die Nachwelt wird Aetherfahrten in das Weltall unter die Sterne anſtellen!" (1799!) — —

Die Zeitgenoſſen mögen, wie unſer alter Gewährsmann ja ſelbſt ſchon angenommen hat, für dieſe Zukunftsbilder nur ein Lächeln oder mitleidiges Achſelzucken gehabt haben. Wir aber, für die alles dieſes Wirklichkeit geworden iſt, können die treffſicheren Vorausſagen aus einer Zeit, in der man noch nicht einmal die Eiſenbahn ahnte und in der die geruhſame Poſtkutſche noch ihre unbeſtrittene Herrſchaft als allgemeines Verkehrsmittel ausübte, nur mit aufrichtiger Bewunderung auf uns wirken laſſen!"

Was Weſtfalens Bauern eſſen.

Einſt und jetzt.

Von B. Marell.

Die Hauptmahlzeiten im Bauernhauſe boten früher wenig Abwechſelung. Das Morgenbrot beſtand zumeiſt aus einer Milchſuppe und „Soppen". Dieſe Suppe erhielt aber einen Mehlzuſatz aus Weizen, Hafer oder Gerſte. Das war der „Papp" oder die Güötte" (Grütze). Der „Soppen" beſtand aus aufgeweichten Knabbeln mit einer Fettbrühe übergoſſen. Wer davon nicht genügend hatte, konnte zum Pumpernickel greifen und die noch vorhandene Leere im Magen ausfüllen. Das war eine Koſt für einen geſunden Magen und für „Dreſcher". Die Speiſen mundeten meiſtens gut, da die Speiſenden oft ſchon eine ganze Arbeit, z. B. des „Dreſchens mit dem Flegel" hinter ſich hatten. Und bekannt iſt die alte Behauptung: „He frett as'n Düörsker"; „immer Appetit för twee". Aermere Leute gingen öfters in der Morgenfrühe zu den Bauernhöfen, um beim „Ucht-Dreſchen" (Ucht = Morgen, Oſten) für eine ſolche Mahlzeit tätig zu ſein.

Des Mittags zeigte die Tafel meiſt nur „Gemös" mit Speck. Kartoffeln und Gemüſe wurden nämlich in demſelben Topf gekocht (durcheinander-Dörgemös). Noch jetzt iſt es in Bauernhäuſern eine Seltenheit, daß das Gemüſe für ſich allein bereitet wird. Fleiſchſuppe war eine Seltenheit, höchſtens zur Schlachtenszeit und an hohen Feſttagen üblich. Zeitweiſe gab es Milchſuppen mit Reis oder Graupen. Eigentümlich mag die Sitte erſcheinen, daß die Fleiſchſuppe vor dem Gemüſe, die Milchſuppe aber nach dem Gemüſe genommen wird. Vereinzelt wird ein Teller Milchſuppe vor dem Gemüſe und der Reſt nachher geſpeiſt. Des Abends gab es aufgewärmtes Gemüſe, vom Mittag übriggeblieben, dazu Milchſuppe mit Brot. Zu 10 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags gab es Butterbrot (manchmal belegt) und häufig Pfannkuchen. Eier, das mag eingeſchaltet werden, ſind auf den Höfen auf der Speiſekarte nicht vertreten. Dieſe köſtliche Ware iſt nämlich dazu beſtimmt, die Wirtſchaftskaſſe der Hausfrau vor einer Ebbe zu bewahren, und die vielen „Kiepenkerls", die wöchentlich von Hof zu Hof wandern, würden es übel deuten und in der ganzen Nachbarſchaft mit dem nötigen Nachdruck betonen, wenn Mutter mit den Eiern Verſchwendung im eigenen Haushalt treiben wollte. Von den Gemüſen kommen zumeiſt die Sorten in Betracht, die raſch „den Pott füllen". Große Bohnen, graue Erbſen und andere Hülſenfrüchte, Kappes (Sauerkraut), Möhren, Grünkohl uſw. Feinere Sorten, wie etwa Blumenkohl, ſind ausgeſchloſſen. Karotten (rote Bete) ſchätzt der Bauer als Runkelrüben ein. Zwiebeln werden

hoch eingeſchätzt und vielfach roh zum Gemüſe oder „Butteram" gegeſſen.

Fleiſchgerichte waren in früheren Jahren nicht ſehr häufig. Beſonders in den kleinen Haushaltungen wurde nicht viel eingeſchlachtet, und da hieß es, ſich nach der Decke ſtrecken. Die beſten Stücke, wie Schinken, Mett uſw. wurden vielfach zu Geld gemacht, ſo daß für den eigenen Haushalt nicht viel mehr als der Speck übrig blieb. So meinte ein biederer Köttersmann, die feineren Stücke vom Schwein ſeien nur zu ſehr geeignet, den Gaumen zu verwöhnen und den Magen zu verderben. Er nahm darum die friſche Leber ſeines eben gemetzelten Schweines, ging damit anderthalb Stunden weit zur nächſten Stadt und verkaufte die köſtliche Gabe an einen Wirt für 12 Silbergroſchen.

Im allgemeinen ſetzt ſo eine „Schlachterei" im Hauſe wenigſtens einige gute Tage ab. An Wurſt wurden Mettwürſte, Leberwürſte und Mehlwürſte hergeſtellt. Die Mehlwürſte beſagen durch ihre Bezeichnung ſchon zur Genüge, daß ihr Inhalt genoſſen werden darf, auch ohne gegen das Abſtinenzgebot zu verſtoßen. Sie gleichen dem berühmten „Pannhaſe". Blutwurſt kannte man früher bei den Bauern nicht. Das Blut wurde mit geſchrotenem Roggenmehl angemengt und zu kleinen, länglich-runden Broten geformt, die in einem großen Keſſel in Waſſer gargekocht wurden. Das iſt das ſogenannte „Wurſtebrot" oder auch „Möpkenbrot". Die Geſchmäcker ſind verſchieden. Einige lieben dieſes eigenartige Fabrikat als äußerſt ſchmackhaft, während andere darauf kein Loblied ſingen wollen. Es kommt zumeiſt auf die Zubereitung an.

Ob der Bauer Geſchmack hat! Er hält es mit Onkel Bräſigs Weisheit: „So gebraodene Swinsribben, gefüllt met backte Beeren und Prumen, dat is en prächtig Jätten. Bloß man krigt et ſo ſelden". Der recht fette Speck iſt den Bauern am liebſten. Er wird gern auch im rohen Zuſtande gegeſſen. Die Waldarbeiter ſchätzen eine Mahlzeit von Pumpernickel, rohem Speck mit Zwiebel und Schnaps als recht bekömmlich ein. Selbſt kleine Kinder nagen mit Behagen an einer fetten Speckſchwarte. Ein ſolches Nagen ſoll das Zahnen erleichtern, beſſer noch als die bekannte Veilchenwurzel. Die Vorliebe für fetten Speck ſcheint ein Erbſtück unſerer Vorfahren zu ſein. Wir leſen darüber in der Geſchichte des hl. Bonifatius, des Apoſtels der Deutſchen: „Die alten Deutſchen waren leidenſchaftliche Liebhaber des Speckes. Am liebſten aßen ſie ihn weder gekocht noch geräuchert, ſondern roh. Das Eſſen des rohen Speckes ſchien dem Apoſtel vom chriſtlichen Standpunkt unerlaubt, weshalb er an den Papſt ſchrieb, und neben anderen Entſcheidungen des kirchlichen Oberhauptes auch deſſen Gutachten über den Genuß des Speckes erbat. Papſt Zacharias erwiderte ihm: „Du haſt angefragt, nach wieviel Zeit der Speck gegeſſen werden dürfe. Es iſt uns darüber von den Vätern keine Vorſchrift gegeben worden. Auf Dein Anſuchen geben wir Dir indeſſen den Rat, daß der Speck nicht eher gegeſſen werden ſoll, als bis er über dem Rauche getrocknet, oder am Feuer gekocht iſt, und zieht man vor, ihn ungekocht zu genießen, ſo ſoll er geräuchert und erſt nach dem Oſterfeſte genoſſen werden". Ebenſo finden wir an anderer Stelle, daß Bonifatius beim Papſte Zacharias anfragte, ob ſeinen Neubekehrten der Weitergenuß des Pferdefleiſches, des Haſen und des Bibers geſtattet ſei, worauf der Papſt einen abſchlägigen Beſcheid erteilte. Die große Abneigung gegen den Genuß des Pferdefleiſches bei unſerer Landbevölkerung ſtammt aus den älteſten Zeiten. Kaiſer Karl der Große bedrohte den Genuß des Opferfleiſches vom geweihten Fohlen mit der Todesſtrafe.

Vielfach findet man auf dem Lande auch einen gewiſſen Widerwillen gegen den Genuß des Kopfes. Auch darin finden wir einen Anklang an den Brauch der Vorfahren. Die Köpfe wurden als Sitz des Lebens betrachtet und galten als ungenießbar. Ebenſo wurden Herz und Leber der Opfertiere nicht verzehrt. Merkwürdig mutet es an, wenn wir in der Beſtimmung eines alten Kloſters leſen, daß die Köpfe, Herzen und Lebern der geſchlachteten Tiere in das Schlachthaus zu liefern ſeien, um die „armen wegferdigen Pilger" damit zu ſpeiſen.

Fragſt du einen weſtfäliſchen Jungen: „Wat is dat beſte van'n Swin?" dann antwortet er in der Regel: „Wat van't Swinken tüsken Schnüthken und Stiärthken ſitt". Er ſoll recht geſagt haben; allein die meiſten ſind nur von dem berühmten „ächterſten End" des Schweines, vom weſtfäliſchen Schinken, erbaut. „Dat is' ne annere Vigelin", ſegg de Afkaot, „dao kann man gudd nao danzen". Das ſagte er, als ein Bauer ihm einen Schinken gebracht hatte. Oft müſſen dieſe begehrten Hinterviertel hinausgetragen werden, wenn irgendwo in der Verwandtſchaft oder bei einem Nachbarn eine Hochzeit gefeiert werden ſoll; denn ein Schinken gehört bei den Bauern an erſter Stelle zu den üblichen Geſchenken, die am vorhergehenden „Gebeabend" überreicht werden. Der „Gäſtebitter" hat bei der Einladung „to'r Brutlacht" auf dieſes köſtliche Gericht hingedeutet mit den Worten: „Dao gifft en Stück van'n Schinken, un up Schinken lött ſich gut wat drinken"

Die alten Neu-Eſſen.

Die Gaſtereien bei Trauerfällen udn Leichenbegängniſſen nannte man früher allgemein „Neu-Eſſen". Jetzt verſteht man unter Reue nur Trauer und Schmerz über unſere Fehler und Sünden. Früher wird Reue für Schmerz und Trauer überhaupt gebraucht. Reu-Eſſen heißt daher ſoviel als Trauereſſen. Die Trauer um die Verſtorbenen gab früher Veranlaſſung zum Eſſen und Trinken, und nicht bloß zum notdürftigen, ſondern zum Zechen und Schmauſen. Bei dieſen Trauereſſen iſt es früher oft hoch hergegangen. Die Leichenſchmäuſe wurden nach dem Begräbnis im Trauerhauſe veranſtaltet. Ernſte Menſchen traten wegen der mancherlei Mißſtände, die bei ſolchen Reu-Eſſen hervortraten, energiſch für Beſeitigung dieſer Sitte ein. Allein, erſt allmählich konnte dieſe Sitte beſeitigt werden.

werden 5 Stunden angegeben. Lippſtadt und Rietberg wurden in je 4 Stunden erreicht. Und ſo ging es weiter. Anfang September war die marſchierende Truppe dem Kriegsgebiet ſchon nahe gekommen. „Am 9.,“ ſo ſchreibt unſer Chroniſt, „bei Keſſelsdorf vorbei, wo 1745 die Bataille der Fürſt von Deſſau gegen die Sachſen und Oeſterreicher gehalten, und nahmen unſer Lager bei Dresden.“ Kampf und Kriegsſchauplatz waren nun nicht mehr fern. „Am 1. (Oktober) iſt die erſte Bataille mit der öſterreichiſchen Armee und zwiſchen uns gehalten worden, und hat uns Gott den erſten Sieg gegeben. Die Bataille nahm den Anfang des Morgens um 6 Uhr, dauerte bis Nachmittag 3 Uhr. Eine Stunde nach dem Siege ſchlugen wir unſer Lager auf dem Walplatz auf und haben daſelbſt bis den 27. ſtill geſtanden, den 3. wurde ein Dankfeſt über den genommenen Sieg gehalten.“ Auf den erſten Sieg folgte ein gute Nachricht „über die bei Pirna ſtehende ſächſiſche Armee, daß ſie ſich mit der ganzen Feld-Requiſiten zu Kriegsgefangenen ergeben hätten. Das hat bei uns eine ſo große Freude erwecket, daß die Regiments-Hoboiſten vor jedem Regiment blaſen mußten und wurde dreimal aus dem großen Geſchütz nebſt kleinem Gewehr viktoriſiert“.

Das entſcheidungsreiche Jahr 1757 mit ſeinen vielen bekannten Schlachten zeigte in ſeinem Beginn von dieſen Ereigniſſen noch nicht viel. Bei „Jaſekon vor Libanon“ lagen die preußiſchen Truppen 2 Tage lang den Oeſterreichern gegenüber, „dieſelben verließen des Nachts vom 25. und 26. ihr Lager und zogen in aller Stille ab und nahmen das Reißaus“. An der erſten großen Schlacht des Jahres, bei Prag am 6. Mai, nahm auch unſer Landsmann teil. Er nennt ſie eine „gloriöſe Bataille“. „Die Oeſterreicher ſtunden zwar in vier Treffen. Die Bataille nahm den Anfang des Mittags um 11 Uhr und dauerte bis 4 Uhr nachmittags. Doch gab uns der Herr den Sieg. Selbige Nacht kampierten wir auf dem Walplatz, des folgenden Tages rückten wir näher vor die Stadt. Ehe wir des Morgens aufbrachen, wurde mit einer dreimaligen Salve mit dem kleinen Gewehr viktoriſiert, wobei ein Dankfeſt mit Abſingung des Deum laudamus hochfeierlichſt zelebriert und folglich wurde Anſtalt gemacht, die Stadt zu blockieren, indem die ganze öſterreichiſche Macht in die Stadt geflüchtet war.“ Auf Prag ſollte ein Kolin am 18. Juni folgen. Noch war man mit den Vorbereitungen für die Bombardierung Prags beſchäftigt, da gelangte die ungünſtige Nachricht an die Truppe, „daß der Herr Herzog von Bevern zwiſchen Kolin und Kuttenberg wieder eine ſcharfe Bataille mit den Oeſterreichern gehalten und für uns nicht gut ausgeſchlagen iſt“. — Mit Märſchen hin und her verging die Zeit. Wochenlang iſt kaum etwas mehr zu berichten als nur die einzelnen Stationen des Marſches und die Zahl der Stunden, die zwiſchen 4 bis 10 täglich ſchwankte. Auf dieſem Marſche gab es aber ein denkwürdiges Halt: Roßbach, am 5. November 1757. Unſer Weſtfale war mit dabei. „Am 4. marſchierten wir nach dem bekannten Roßbach, da unſer Freikorps nebſt Huſaren ſtark attackierten, wobei einige Kanonenſchüſſe geſchoſſen, und ſchlugen unſer Lager dichte vor den Feinden auf. Am 5. hielten wir mit den Franzoſen und Reichsarmee die wichtige Bataille. Der Anfang war Nachmittag um ¼ auf 4 Uhr, und den Sieg erhielten glücklich gegen ſo eine grauſame Macht, und wenn uns die Nacht nicht ſo bald überfallen hätte, ſo hätten wir mit Gott die ganze Armee gefangen bekommen, folglich mußten wir die Nacht unter freiem Himmel kampieren.“

Man möchte erwarten, daß auf Roßbach am 5. Dezember Leuthen in unſrer Schilderung folgen würde. Aber an dieſem Tage bezog unſer Chroniſt bei Chemnitz Kantonierungsquartier, in dem man bis Januar 1758 blieb. Das Jahr endete mit froher Kunde. Am 16. Dezember traf die Nachricht ein von dem Siege des Königs über die Oeſterreicher bei Breslau, „worüber mit einer dreimaligen Salve ein Freudenfeuer gemacht wurde, und den 18. in der Johanneskirche ein Domfeſt auf das Feierlichſte vollbracht und zelebriert wurde“. Das Jahr 1758 begann mit dem Winterquartier in Zwickau. Es verlief größtenteils ruhig, Märſche und immer wieder Märſche, zwiſchendurch Aufenthalt in verſchiedenen Lagern. Erſt im Herbſt wurde es wieder unruhig, beſonders war der Oktober ſehr bewegt. Der Frühling des Jahres 1759 brachte eine große Beute. In Leitmeritz im nördlichen Böhmen wurde ein Magazin erobert, das 46 000 Tonnen Mehl, 33 000 Brote, 25 000 Scheffel Hafer, 86 000 Bund Heu und eine unzählbare Menge Stroh umfaßte. „Dieweil aber die Vorſpann nicht zu haben waren, die Fourage mitzunehmen, ſo wurde ſolches ruiniert.“ Das zur Neige gehende Jahr ſollte Friedrich noch die ſchwere Niederlage bei Kunersdorf am 12. Auguſt bringen. Der Chroniſt hat ſie miterlebt und weiß Einzelheiten darüber zu berichten. Einzelheiten, aus denen auch die Notlage des Königs erſichtlich wird. „Am 12. haben wir die bekannte und blutige Bataille mit den Ruſſen gehabt, nahm den Anfang Mittag um 12 Uhr und hat gedauert bis in die Nacht. Am 13. wurden die Bleſſierten (Verwundeten) nach der Oder gebracht, welche auf Schiffen nach Stettin transportiert worden und ſobald welche geneſen, wurden ſie wieder bei den Kompagnien einrolliert.“ Der ganze Herbſt war wieder mit langen Märſchen ausgefüllt. Unter dem 20. November verzeichnet unſer Chroniſt den bekannten „Finckenfang bei Maxen“, die Gefangennahme des preußiſchen Generals Finck mit etwa 11 000 Mann durch die Oeſterreicher unter Daun. Zu Anfang des Jahres 1760 wurde das Regiment, dem unſer Weſtfale angehörte, zu einem Bataillon gemacht, es erhielt 5 neue Fahnen und 2 Kanonen. Das geſchah in Berlin, von wo nun der Marſch auf Hinterpommern ging. Es folgten im Juni Kämpfe gegen die Ruſſen, ein Ueberfall durch die Koſacken, von dem er berichten kann: „Wir haben ſie ſo zurückgewieſen, daß ſie die Heimat nicht wiedergefunden haben.“ In den nächſten Wochen waren nun die Ruſſen die Feinde, denen die weſtfäliſchen Truppen gegenüberſtanden. Mehr als einmal erwähnt unſer Berichterſtatter, die Ruſſen hätten ein Dorf in Brand geſteckt. In dem großen Kriege kam auch die Zeit „der kleinen Dinge“. Aber am 9. November 1760 traf die Nachricht ein von Friedrichs Sieg über Daun bei Torgau, „worüber wir am 10. in Breslau aus allen Kanonen nebſt der Garniſon mit einer dreimaligen Salve viktoriſierten und ein Dankfeſt bei Abſingung „Eine feſte

Burg iſt unſer Gott“ und das „Deum laudmus“ höchſt feierlichſt zelebriert wurde“. Die Zeit des Uebergangs von 1760 zu 1761 verbrachte man im Winterquartier, das man Ende April verließ. Während dieſer Zeit wurde das Bataillon wieder zu einem Regiment umgebildet. Im Mai lag es im Lager bei Kunzendorf. Es war ſicherlich eine große feierliche Stunde für die Truppe, von der unſer Chroniſt nur kurz berichtet. „S. Königl. Maj. kam bei uns ins Lager.“ Einige Wochen ſpäter gedenkt er wieder des Königs in ſeinem Bericht. „Am 23. Auguſt hat S. Königl. Maj. das Hauptquartier verlaſſen, haben bis den 11. September continuirlich im Buſch und Schomzen unter dem freien Himmel campiert ſo wohl wie die Soldaten.“ Endlich zeigte ſich ein kleiner Lichtblick: im Sommer 1762 war Friede mit Rußland und Schweden. Aber noch immer war das Ende des Krieges nicht abzuſehen. Am 3. Juni kam ein Transport Rekruten aus Weſtfalen, es war ſchon der zweite Transport, den die kampferprobte Truppe damit erhielt. Aber die jungen Weſtfalen haben nicht lange mehr des Krieges Strapazen mit den älteren Kameraden zu teilen brauchen. Das Jahr 1763 brachte den Frieden, und endlich ging nun der Marſch wieder dem heimatlichen Weſten zu. Noch führt die Marſchroute zunächſt kleinere unbekannte Ortſchaften auf, aber ſchon klingt es heimatlicher, wenn Pyrmont und Waldeck an der Strecke liegen, und ſchließlich heißt es: Paderborn, Lippſtadt, und endlich gar am 20. März „in Garniſon nach Hamm und Soeſt“ — das glückliche Ende einer langen, mühſeligen Kriegsfahrt.

Mehr als 20 große Seiten umfaßt das Kriegstagebuch unſres Weſtfalen in der Friderizianiſchen Armee, in das wir hier einen Einblick tun. Im weſentlichſten iſt es eine genaue Aufzählung der in den langen Jahren berührten Stätten, die er alle mit Namen verzeichnet. Der Weſtfale mag ſie ſo geſchrieben haben, wie ſein Ohr die Orte in der Ausſprache der Sachſen oder Schleſier hörte, vielleicht nicht orthographiſch genau, aber wahrſcheinlich ſtrategiſch ganz genau, und es möchte nicht ohne Reiz ſein, auf eingehenden Karten die zurückgelegte Heerſtraße zu verfolgen. Beſchränkt ſich auch der Schreiber vor allem auf die Darſtellung der Marſchroute, ſo fügt er doch bei bedeutſamen Ereigniſſen einige weitere Angaben hinzu. Wir haben ſie im weſentlichen wiedergegeben. Sie ſind beſonders wertvoll, weil man darin das Erlebnis des Krieges von dem ſchlichten Soldaten aus ſieht. Bei aller Knappheit leuchten doch Freude und Stolz aus den Aufzeichnungen, der Stolz, unter einem König zu ſtehen, der der Held des Jahrhunderts war, die Freude, in der eine ſpätere Zeit es ausgeſprochen hat: „Fridericus rex, unſer König und Herr!“ —

(Schluß folgt.)

Lufttechniſche Vorausſagen eines Weſtfalen aus dem Jahre 1799.

Von Dr. Löhmann, Bielefeld.

Iſt es ſchon ein bemerkenswerter Umſtand, daß bereits im Jahre 1779, d. h. 16 Jahre nach den erſten Ballonaufſtiegen der Brüder Montgolfier in Paris, in einer weſtfäliſchen, in Dortmund herausgegebenen Zeitſchrift jener Tage ein Aufſatz „Unmaßgebliche Vorſchläge zur Verbeſſerung der Luftſchifffahrt“ erſchien, ſo ſind die hier vorausgeſehenen Entwicklungsmöglichkeiten, die bereits mit erſt in unſeren Tagen Wirklichkeit gewordenen Erfolgen rechnen, wie Lenkbarkeit, Ueberland- und Ozeanflügen, geradezu ſtaunenerregend! Wir wollen den ſehr ausführlichen Darlegungen unſeres techniſch zweifellos nicht unerfahrenen alten Gewährsmannes hier einiges entnehmen.

Daß wir es mit einem ungewöhnlich verſtändigen alten Herrn zu tun haben, vermögen ſchon die einleitenden Worte ſeiner Ausführungen zu beweiſen. Er ſagt nämlich: „Kommen andere durch meine unvollkommenen Ideen zu vollkommeneren, ſo iſt mir das ſchon genug, und ich will dann gern um der guten Sache willen mich — auslachen laſſen. Man beweiſe die Unmöglichkeit der Ausführung oder auch nur die Verbeſſerung dieſer Vorſchläge.“

Zunächſt gibt unſer alter Gewährsmann ein Verfahren an, um eine Art Direktion in die bisher von den Luftſtrömungen unbedingt abhängige Bewegung der Luftballons zu bringen. Er ſchlägt zu dem Zweck die Errichtung gewaltiger maſſiver Luftpoſttürme vor, die unter ſich durch ſtarke Stricke oder ſtählerne Seile verbunden ſind, an denen die Luftfahrzeuge in Ringen laufen, um ſie — günſtige Windverhältniſſe allerdings vorausgeſetzt — in beſtimmte Bahnen zu zwingen. Dieſe Luftwege werden als „Luftchauſſeen“ bezeichnet, die „in einer geraden Linie über Dörfer und Städte“ anzulegen ſeien. Die „Luftpoſttürme“ ſollen am Tage durch eine ausgeſtreckte Fahne, bei Nacht durch ein Feuer oder eine leuchtende Laterne und bei Nebel und unſichtigem Wetter durch Schüſſe die Ankunft eines Luftpoſtſchiffes melden. Die Geſchwindigkeit, die der ſo bewegte Ballon erreichen kann, wird als die eines ſtark galloppierenden Pferdes angenommen. Auch wird im Zuſammenhang dieſer Ausführungen wohl zum erſten Male in der Geſchichte des Luftſchiffweſens der Inſaſſe der Gondel als „Luftpaſſagier“ bezeichnet. — Dieſe techniſchen Vorſchläge ſind natürlich für uns ſehr primitiv und problematiſch, aber für die Zeit, in der ſie gemacht ſind, vor 135 Jahren, doch außerordentlich! Der alte weſtfäliſche Praktikus hat die Mängel auch wohl ſelbſt gefühlt, denn mit den Worten: „Doch damit haben wir noch keine verbeſſerte freie Luftſchifffahrt“ geht er zu weiteren Vorſchlägen und Vorausſagen über, die zum Teil ganz neuzeitlich anmuten.

Er will, um eine Lenkbarkeit zu erreichen, „Luftruder“ oder „Flügelmaſchinen“ an dem Ballon angebracht wiſſen, die der Luftſchiffer durch Drehen einer Maſchine in Bewegung ſetzen ſoll, und zwar muß die Maſchine „durch ihre Stärke die Geſchwindigkeit der entgegenſtrömenden Luft übertreffen“. Dann weiter: „Durch Lavieren des Ballons, durch eine beſondere Stellung und Bewegung der Luftruder oder durch ein oder zwei vorne und hinten angebrachte Steuerruder wird man ihm jede beliebige Richtung geben können!“ — Sodann wird bereits eine zweckmäßigere Form des Ballons vorgeſchlagen und zwar oval, vorn zugeſpitzt und

Johann Diederich von Steinen.

Ein berühmter weſtfäliſcher Geſchichtsſchreiber.

Von Wilhelm Wüſtenfeld.

Im 18. Jahrhundert lebte in Weſtfalen in der kleinen Gemeinde Frömern ein Pfarrer, der zu ſeinen Lebzeiten ein Geſchichtswerk über Weſtfalen ſchuf, das heute noch als ſehr wertvoll von allen Heimatfreunden und -forſchern anerkannt wird. Allerdings exiſtieren nur noch wenige Exemplare dieſes großen vielbändigen Werkes, das nicht nur von einer ſtarken Heimatliebe, ſondern auch von einer großen Kenntnis und raſtloſen Arbeit dieſes weſtfäliſchen Pfarrers und Heimatforſchers zeugt.

Johann Diederich von Steinen war der Vorletzte ſeines Geſchlechts. Seine leiblichen Vorfahren waren auch ſeine Vorfahren im Amt. Damit kann man bei dieſem Fall, der in der Geſchichte des Pfarrerſtandes einzig daſteht, geradezu von einer Pfarrerdynaſtie derer von Steinen in der Gemeinde Frömern ſprechen, denn von 1537 bis zum Jahre 1797, alſo über 250 Jahre, vererbte ſich das Pfarramt in Frömern immer vom Vater auf den Sohn. 1537 wurde der erſte von Steinen, der 1504 in Baſſenheim im Rheinland geboren und im Kloſter Scheda erzogen wurde, als katholiſcher Seelſorger, nach Frömern gerufen. 1545 trat er mit ſeiner Gemeinde zum evangeliſchen Glauben über; er amtierte bis zum Jahre 1585. Sein Nachfolger war ſein Sohn Heinrich von 1566—1596; dann Theodor von 1593—1643; dann Xerxes Theodor von 1652 bis 1701, Johann von 1673—1698, Theodor Reinhard von 1693—1727, Johann Diederich von 1727 bis 1759. Sein letzter Nachfolger im Amt wurde ſein Sohn Franz Ernſt, der von 1769 ebenfalls in der Gemeinde Frömern wirkte und dort 1797 ſtarb, ohne einen Sohn zu hinterlaſſen.

Intereſſant iſt das Leben Johann Diederichs von Steinen; beſonders in der Erziehung, die er erfahren durfte, die ſehr typiſch iſt für die Erziehung des jungen Menſchen im 18. Jahrhundert aus gutem Hauſe. Ueber ſein Leben iſt uns eine ausführliche Beſchreibung überliefert worden. Sein Sohn Franz Ernſt hat ſie in der Vorgeſchichte zum 4. Teil der Weſtfäliſchen Geſchichte, die er herausgab und 1760 bei einer Verlagsanſtalt in Lemgo verlegte, niedergeſchrieben. Nachdem er ſich vorher über die vorzüglichen Geſchlechter derer von Steinen und mütterlicherſeits der Familie Mönich und die dadurch beſondere Geburt ſeines Vaters ausgelaſſen hatte, ſchreibt er aber ſehr richtig und allgemein gültig: „So ſchätzbar eine vorzügliche Geburt iſt, ſo wenig kann dieſelbe zum Ruhm eines Mannes etwas beytragen, wenn ſolcher nicht durch eigene Verdienſte und Tugenden erhalten und vermehret wird. Eine vernünftige und ſorgfältige Erziehung muß den Grund dazu legen, wenn wir dermaleinſt taugliche Glieder der menſchlichen Geſellſchaft werden ſollen.“ Nach dem Schillerwort: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu beſitzen.“

Der Vater von Johann Diederich von Steinen ſcheute keine Umſtände und Opfer, um ſeinen Sohn etwas Rechtes lernen zu laſſen. Die vorzüglichſten Pädagogen Weſtfalens wurden ſeine Lehrer, nachdem er bis zum 12. Lebensjahr durch Privatlehrer geſchult war. In dieſer Zeit kam er auf die damals berühmte Schule in Unna, wo er von den Rektoren Rupii und Rollii erzogen wurde. Auch jetzt noch erhielt der junge von Steinen neben dem ordentlichen Unterricht Privatſtunden. Im Jahre 1714 ſiedelte er zum Archigymnaſium nach Dortmund über, wo er weitere Unterweiſungen von Superintendent Joch und Prorektor Rolle erhielt. 1717 bezog er die Univerſität zu Jena, wo die Gelehrten Buddeus, Runs, Teicheneier, Meliſſantes und Reuſch ſeine Lehrer waren und ab 1720 waren es auf der Friedensuniverſität in Halle die Profeſſoren Lange, Michaelis, Hernſchmid, Wolf und Gundley, unter denen er das ſelbſtgewählte theologiſche Studium beendete.

Nach damals üblicher Sitte mußte der junge Mann aus vermögendem Hauſe nach Abſchluß einer Ausbildung eine oder mehrere große Reiſen unternehmen, gewöhnlich in Begleitung eines Erziehers, um durch Kennenlernen von Land und Volk und anderer fremder Sitten und Gebräuche ſeine Kenntniſſe zu vermehren und ſeiner Ausbildung einen Abſchluß zu geben. So reiſte auch von Steinen nach ſeiner abgeſchloſſenen Ausbildung und Erziehung im Jahre 1721 durch Holland. Nach ſeiner Rückkehr im September begann ſeine berufliche Laufbahn. Zuerſt war er Hausprediger und Hauslehrer bei dem Freiherrn von Syburg zu Aprath im Herzogtum Berge, dann 1722 zweiter Prediger in der Kirchengemeinde zu Cleve. Mit dem Eifer des jungen Menſchen verrichtete er hier ſeinen erſten Dienſt an der Gemeinde. Dabei fand er noch Zeit und Muße, ſeine tiefe Heimat- und Vaterlandsliebe zu betätigen. Mit Feuereifer gab er ſich an die Erforſchung der Reformationsgeſchichte des Herzogtums Cleve und nach kurzer Zeit bereits konnte er die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen der Oeffentlichkeit mitteilen. Zielſicher und mit ungeheurer Energie behielt er die Erforſchung der Geſchichte ſeiner Heimat, der Provinz Weſtfalen, bei, auf die er ſeine Arbeit konzentrierte. Sein Sohn ſchreibt nach ſeinem Tode darüber: „Dieſe ſeine Neigung zur Geſchichte überhaupt, als auch inſonderheit in Abſicht auf ſein Vaterland, hat ſich immer vermehret und iſt die Quelle ſo vieler beträchtlicher Sammlungen und mühſamer Unterſuchungen geworden, durch welche er ſich um ſein Vaterland verdient gemacht hat.“

Zu dieſer ſo ausgeprägten Liebe zu ſeiner Heimat, die mit einem ſchon für damalige Zeit ſo ſehr bedeutſamen Volkstumsbewußtſein gepaart war, bot wohl nicht zuletzt die Familientradition eine Grundlage und Quelle. Während ſeiner reich geſegneten Tätigkeit als Pfarrer in der Gemeinde Frömern, in der er ſich manche ehrenvolle Auszeichnung und Anerkennung erwarb, hat er ſich mit viel Liebe und großer Ausdauer mit der Geſchichte der weſtfäliſchen Lande befaßt. Davon zeugen die uns von ihm hinterlaſſenen Werke, die weiter unten angeführt ſind. König Friedrich der Große ernannte ihn am 20. Dezember 1750 durch eigenhändiges Handſchreiben in Anerkennung ſeiner Verdienſte zum Konſiſtorialrat. Von ſeinen

übrigen Auszeichnungen ſind beſonders erwähnenswert, daß das Lutheriſche Miniſterium ihn am 13. 7. 1740 zu ihrem Scriba erannte und am 16. 7. 1749 wurde er zum Generalinſpekteur der Synode gewählt.

Eine treue Stütze bei der Schaffung ſeines Lebenswerkes war ihm ſeine am 14. März 1724 angetraute Ehefrau Clara Anna Erneſtine Mönnich, die Tochter eines Lippſtädter Pfarrers. Sie ſchenkte ihm drei Söhne, von denen einer, eben Ernſt, ſein Nachfolger im Amt wurde, der 7. in der Reihe des Geſchlechts derer von Steinen als Pfarrer in Frömern. Kurz nach dem Tode ſeiner Frau am 16. Februar 1759 wurde ihm der Sohn als zweiter Pfarrer zu ſeiner Unterſtützung zur Seite geſtellt. Aber nur kurze Zeit ſollte die gemeinſame Verbundenheit von Vater und Sohn dauern. Im gleichen Jahre, in dem ſeine Frau ſtarb, wurde auch Diederich von Steinen am 31. Auguſt 1759 im 61. Lbensjahre durch den Tod ſeiner Arbeit entriſſen.

Seine Werke ſind folgende:

1. Kurze und generale Beſchreibung der Reformationshiſtorie des Herzogtums Cleve.
2. Hiſtoriſche Nachricht der fürnehmſten Ceremonien in der chriſtlichen Kirche, wie ſolche nach den Zeiten der Apoſtel aufgekommen, vermehret, befeſtigt und endlich zum Aberglauben gediehen.
3. Die Quellen der Weſtphäliſchen Hiſtorie oder hiſtoriſche Nachricht von mehr als hundert ungedruckten zur Weſtphäliſchen Hiſtorie nöthigen Geſchichtsbücher und ihren Verfaſſern uſw.
4. Kurze Beſchreibung der Hochadlichen Gotteshäuſer, Cappenberg und Scheda, wie auch des Kloſters Weddinghauſen.
5. Joh. Hobbelings Beſchreibung des ganzen Stifts Münſter und als größtes
6. Weſtphäliſche Geſchichte, beſonders der Grafſchaft Mark.

Zum Schluß ſei noch angeführt, was ſein Sohn in kindlicher Verehrung ſeinem Vater über deſſen Arbeit, Werk und Perſönlichkeit zur Erinnerung ſchrieb: „Seine vielen Schriften ſind die Denkmale ſeiner Gelehrſamkeit und unverdroſſenen Arbeitſamkeit. Sein ſcharfſinniger Verſtand und lebhafter Geiſt machte ihm die allerwichtigſten Geſchäfte leicht, und er wußte ſich durch ſeinen perſönlichen Charakter und Verdienſte die Gnade der Großen, die Hochachtung und Freundſchaft von ſeines Gleichen, die Liebe und Ehrerbietung der Geringeren zu erwerben. Er hat ſich niemalen der ihm erwieſenen Gnadenbezeugungen und der damit verknüpften Vorrechte bedient, ſondern es ſich weit rühmlicher geachtet, ſolche zu verdienen als anzunehmen.“

Von der Irminſul.

Von B. Marcell.

Man hat lange darüber geſtritten, was man ſich unter „Irminſul“ oder „Irminſäule“ vorzuſtellen habe. Wir wiſſen aus der Geſchichte, daß der gewaltige Frankenkönig Karl der Große ſchon im erſten Anſturm gegen die Sachſen die Feſte Eresburg, jetzt Marsberg an der Diemel, eroberte und dort das Nationalheiligtum der Sachſen zerſtörte — die Irminſul. Der gelehrte Altertumsforſcher Prof. Dr. Gieſers in Münſter hat behauptet, auf gute Gründe geſtützt, daß die Irminſäule, ein rieſenhafter Baumſtamm mit abgeſtümten Aeſten, nicht, wie man annahm, bei Mersburg an der Diemel, ſondern auf der Iburg, dem Schloßberge bei Driburg, geſtanden habe. So ſchrieb denn Fr. W. Weber in Dreizehnlinden die folgenden Verſe:

„Aus der Tales Nebelhülle
hob die Iburg ihren Scheitel
in die ſternenklare Stille.
Alter Hain, aus deſſen Wipfeln
Sonſt die Irminſäule ragte,
Die zum Schmerz und Schreck der Sachſen
König Karl zu brennen wagte.“

Ueber die Bedeutung der Irminſäule ſcheint man erſt ſpäter eine Erklärung wiedergefunden zu haben, die ein Mönch im Kloſter Fulda ſchon im 9. Jahrhundert, alſo kurz nach Einführung des Chriſtentums bei den Sachſen, niedergeſchrieben hat. Dieſe Erklärung hat folgenden Wortlaut:

„Sie (die Sachſen) verehrten einen Holzſtamm von nicht geringer Gräße, der unter freiem Himmel emporragte. In ihrer Mutterſprache nannten ſie ihn Irminſul, was zu lateiniſch ſo viel wie eine allgemeine Säule, gleichſam alles enthaltend, bedeutet.“

Die „Irminſul“ — die Weltesche Ygdraſil in der Edda — war ein nach Wegnahme der Aeſte zur Säule hoch aufgeſtutzter Baum; oder auch ein mächtiger Holzblock oder Stock auf einem maſſiven, pyramidalen Unterbau künſtlich aufgeſtapelt, etwa turmähnlich, gleichſam das höchſte Stockwerk, die Turmkrone. Die Irminſäule, ſymboliſche Abbilder des den Himmel zu tragen ſcheinenden Weltberges, zu deſſen Füßen nach uraltem Glauben die Urväter der Menſchheit gewohnt, reichen aus der frühgermaniſchen Zeit her bis auf Karl den Großen, 768—814. Das Beſtimmungswort „Irmin“ hatte die Bedeutung: „Welt, allergrößt, ganz und gar, allumfaſſend, grenzenlos.“ Die Deutung von Irmin als einer Perſon, einer Gottheit, wie man ſie oft findet, iſt nicht richtig. Der Name des Cheruskerfürſten Arnim, des Siegers in der Varusſchlacht (9 nach Chr. Geb.) wurde früher mit Irmin in Zuſammenhang gebracht oder mit Hermann erklärt, was beides falſch iſt; das Wort iſt keltiſch. Im niederdeutſchen Weſten wird die uralte Bedeutung von Irmin — „weltgroß, überaus völlig, ganz und gar“, — noch bezeichnet durch die im Begriff ſich gleichenden Beiwörter „ſtakenunwies, ſtapeldull“, d. i. mehr „verrückt, überaus toll“. Bezeichnungen wie „ſtockfinſter, ſtockdumm“ bezeichnen immer das Völlige, das „ganz und gar“ des Irmin in der Säule von Holz, in dem Stocke, in truncus ligni. Ausdrücke wie „ſtump te dull“, „ſtump te Pracht“ erhalten den Nachklang an die alten Säulen, an den Baumſtumpf der Vorzeit. In all den Wörtern mit Stock, Stuken, Staupen, Stiepel, Stapel lebt noch die heilige Säule von Holz — die Irminſul — fort. Im altſächſiſchen Gebiet, in Weſtfalen, leben die Säulen von Holz, die verklungenen Irminſäulen noch jetzt fort in vielen Ortsnamen. So ſind zu nennen: „Stoppenberg (plattdeutſch Staupenberg von ſtaupen, ſtüwen, abhauen der Zweige), Stockum, Stockhauſen, Stockkämpen, Stapel, Stiepel, Stukenbrok, Stapelkamp, Stockhoff, Stockbrink. Der Familiennahme „Stockmann“ wird als „Gerichtsdiener“ erklärt. In alter Zeit wurde der Nachrichter, der Henker, auch „Stöcker“ genannt.

Wenn es heißt, Karl der Große zerſtörte (778)